

auch in den intellektuellen Salons und im Theater (Varnhagen, Goethe, Hauff, Heine) und in studentischen Vereinigungen lebhaft diskutiert wurde. Zudem war es ein Thema, über das die Dichter schrieben (Chamisso, Wilhelm Müller) und die Zeitungen und Zeitschriften sehr ausführlich berichteten. Letztere unterlagen aber der Zensur, weshalb sie nur eingeschränkt berichten konnten. Der „Teutsche Beobachter“ wurde 1823 verboten, ihr Redakteur Liesching erhielt Berufsverbot, die „Allgemeine Zeitung“ wurde wegen ihrer zu freundlichen Berichterstattung über Spanien und Portugal gemaßregelt, der Publizist Murhard sogar eingesperrt (S. 110). Ebenso wurde eine spanienfreundliche Broschüre von Dufour de Pradt verboten, zeitweise auch eine Spanienschrift Meisels (S. 180). Ludwig geht aber auch auf die revolutionskritischen Publikationen von Pfeilschifter und des Freiherrn von Hügel ein, die sich zwischen Hasstiraden gegen die Revolutionäre (der erste) und romantisch-konservativer Kritik an der Modernisierung und Idealisierung des Königtums (der zweite) bewegten.

Ludwigs Buch analysiert die Quellen sehr gründlich, ist gut lesbar, verfügt über einen gut sortierten wissenschaftlichen Apparat und ist auch optisch gut gelungen. Es sei nicht nur Historiker/inn/en empfohlen, sondern auch Geschichts- und Spanischlehrer/inn/en, die die Geschichte deutsch-spanischer politischer und kultureller Beziehungen vermitteln wollen.

Die Literaturliste fällt nicht generell, aber im Hinblick auf aktuelle spanische Veröffentlichungen, die auch über den Atlantik blicken und auf die politischen und kulturellen Vernetzungen im Süden Europa schauen, etwas dünn aus. Eine tieferge-

hende Darstellung der Verknüpfung der spanischen Frage mit der spanisch-amerikanischen Frage (also damit, wie sich die liberalen spanischen Regierungen gegenüber den hispanoamerikanischen Unabhängigkeitsbewegungen verhielten und wie die Fortsetzung des Kampfes gegen die Independencia die Politik der europäischen Großmächte im Hinblick auf das konstitutionelle Spanien beeinflusste) in der Realpolitik wie in der Rezeption der iberischen und iberoamerikanischen Ereignisse in Deutschland wäre wünschenswert gewesen. Diese Kritik gilt freilich auch für Brennecke und Späth und die Rezensentin wünscht sich weitere Bücher zu dieser Thematik, die innereuropäische Vernetzungen und transatlantische Verflechtungen in den Blick nehmen.

**Bianka Pietrow-Ennker (Hrsg.):
Russlands imperiale Macht. Integrationsstrategien und ihre Reichweite
in transnationaler Perspektive, Wien:
Böhlau Verlag 2012, 400 S.**

Rezensiert von
Wolfram von Scheliha, Leipzig

Für die boomende Imperienforschung ist Russland wegen seiner langen Imperialgeschichte und der wechselnden kulturellen, ideologischen und gesellschaftlichen Einflüsse auf das Empirebuilding ein spannendes Studienobjekt. Der von Bianka Pietrow-Ennker herausgegebene Band, der aus dem Konstanzer Exzellenzcluster „Kul-

turelle Grundlagen von Integration“ hervorgegangen ist, nimmt deshalb auch den gut dreihundertjährigen Zeitraum vom 18. bis zum 21. Jahrhundert in den Blick, klammert allerdings die ersten 150 Jahre der Geschichte des „Vielvölkerreichs“ aus. Die insgesamt 15 Beiträge sind nicht chronologisch, sondern thematisch in vier Abschnitte geordnet.

Im Kapitel „Hegemoniale Konzeptbildungen“ analysiert Ricarda Vulpius im einzigen Beitrag zum 18. Jahrhundert die zum semantischen Feld „Zivilisation, Zivilisiertheit, Gebildetsein“ gehörenden Begriffe *političnyj*, *ljudskost'* und *prosvěšćenie*. Ihrer Ansicht nach hat die russische Wahrnehmung der eigenen Zivilisiertheit und des durchlaufenen Zivilisierungsprozesses unter westeuropäischem Einfluss mit Peter dem Großen (1689–1725) begonnen. Von nun an hätten die Völker im Osten und Süden des Reiches als barbarisch gegolten und seien zum Ziel von Zivilisierungsbemühungen geworden. Durch die starke Akzentuierung der Regierungszeit Peters distanziert sich Vulpius von dem Forschungsstandpunkt, dem zufolge der Wandel schon deutlich vor Peter begonnen hat. Tatsächlich finden sich *političnyj* und *ljudskost'* bereits in der Schrift „Politika“ des Kroaten Juraj Križanić, die 1666 in Sibirien entstanden war. Križanić verortet Russland zwischen den zivilisierten Westeuropäern und den „wilden“ Tataren und begründet dies mit dem Bildungsmangel.¹ Da die russische Oberschicht Križanić weithin rezipierte, dürfte sie sich spätestens zu dieser Zeit dessen Zivilisationsvorstellungen angeeignet haben. Möglicherweise sind sogar über Križanić *političnyj* und *ljudskost'* ins Russische entlehnt worden. Auch die These, die Eroberung

der Khanate von Kazan' und Astrachan' 1552 und 1556 hätte zu keinem „imperialen Selbstverständnis im Sinne von Differenzempfinden zwischen ‚sich‘ und ‚den Anderen‘“ geführt (S. 52, NB: Der Abstand zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert beträgt 200, nicht 550 Jahre), entspricht nicht dem Forschungsstand: Matthew Romaniello hat unlängst überzeugend gezeigt, wie nach 1552 eine religiös begründete Imperiumsdeutung konstruiert wurde, die allerdings in den eroberten Gebieten nicht durchschlug.² Zur Orthodoxie konvertierte und dadurch „zivilisierte“ muslimische Tataren konnten aber bis in höchste Staatsämter gelangen, so dass auch zu dieser Zeit ein religiöses Zivilisationsverständnis durchaus vorhanden war.

Der zweite Beitrag von Jan C. Behrends macht einen Sprung ins 20. Jahrhundert und behandelt den Moskaudiskurs in der Hochphase des Stalinismus: Zunächst konzipiert als utopische Weltkapitale der sozialistischen Zivilisation, wurde die Stadt nach 1945 in der realen Welt zum imperialen Zentrum des sowjetischen Machtbereichs. Im Anschluss beleuchtet Nikolaus Katzer den sowjetischen Körperkult und die Bedeutung des Sports für die Schaffung des sozialistischen „Neuen Menschen“. Ging es zunächst um eine Abgrenzung des proletarischen vom bürgerlichen Sport, dienten internationale Wettkämpfe später als Ersatzschauplatz des Kalten Kriegs, um die Überlegenheit des Sozialismus zu beweisen. Den Abschnitt beschließt eine Übersicht von Olga Pavlenko über die geopolitische Selbstverortung Russlands nach 1990. Sie konstatiert einen Rückgriff auf die Debatten zwischen Westlern und Slavophilen im 19. Jahrhundert sowie eine beachtliche Rezeption der

Geopolitik Karl Haushofers etwa im Neo-Eurasianismus. Den Abschnitt „Repräsentationsformen von imperialer Macht“ leitet Malte Rolfs differenzierte Untersuchung zur städtebaulichen Neugestaltung Warschaws zwischen 1870 und 1914 ein. Er analysiert die mitunter divergierenden Interessenlagen auf den verschiedenen Ebenen der Imperialverwaltung. Diese systemimmanenten Konflikte förderten bei Interessenkongruenz eine Kooperation mit Teilen der polnischen Gesellschaft und damit letztlich die Modernisierung der Stadt. Lars Karl geht der Heldenkonstruktion in den muslimischen Gebieten des Kaukasus und Zentralasiens im 19. und 20. Jahrhundert nach. An den Beispielen von Imam Šamil (Nordkaukasus), Babäk Xoramdin (Aserbaidshan) und Ališer Navoi (Zentralasien) zeigt er deren wiederholte geschichtspolitische Neucodierung, die unter den wechselnden politischen und ideologischen Bedingungen das gleiche Ziel verfolgte, nämlich die Integration der betreffenden Gebiete in das Imperium zu fördern. Ebenfalls mit dem Kaukasus befasst sich Oliver Reisner. Er skizziert die Entwicklung der Regionalwissenschaft Kaukasologie im Zarenreich und in der frühen Sowjetunion. Diese die zahlreichen Ethnien übergreifende Raumkonzeption wurde im Unterschied zu anderen *Area Studies* wesentlich von lokalen Wissenschaftlern geprägt, später aber zugunsten einer auf die Staatsgebiete der einzelnen Republiken beschränkte Forschung aufgegeben. Zum Abschluss versuchen Elena Zubkova und Sergej Zubkov die Außenpolitik Nikita Chruščevs als ein „großes PR-Projekt“ zu dekonstruieren. Sie können aber nicht völlig überzeugen, da sie ihre Thesen nicht mit Quellen untermauern. Immerhin

hatte auch Stalin seine Friedensliebe propagandistisch verbreiten lassen, doch war dies im Ausland nur wenig glaubwürdig. Womöglich haben sich die sowjetischen Propaganda- oder PR-Methoden unter Chruščev gar nicht so sehr geändert, doch nach der dunklen Stalin-Ära bot der neue Parteichef einfach eine bessere Projektionsfläche für die Friedenshoffnungen.

In der dritten Sektion „Trans- und Internationalität diskursiver Machtstrategien“ lotet Brigitte Studer zunächst Herrschaftspraktiken, Machtmechanismen sowie kollektive und individuelle Handlungsspielräume innerhalb der Komintern aus. Martin Lutz betrachtet die asymmetrischen transnationalen Wirtschaftsbeziehungen zwischen dem kapitalistischen Siemenskonzern und den staatlichen sowjetischen Außenhandelsagenturen. Isabel de Keghel befasst sich mit bildlichen Darstellungen der DDR in der Illustrierten *Ogonek*, um daraus die Hierarchien innerhalb des imperialen Sowjetblocks abzulesen. Methodisch ist jedoch ein Fragezeichen zu setzen: Denn dass eine sowjetische Zeitschrift in erster Linie den Blick auf das eigenen Land und deren Repräsentanten legt, verwundert kaum. Handelt es sich wirklich um einen imperialen Anspruch, wenn bei der Gründung des Warschauer Pakts 1955 ein Foto der Ankunft der sowjetischen Delegation und nicht der DDR-Delegation abgedruckt wird (S. 289 f.)? Anders läge der Fall, wenn sich diese Fotoauswahl in einer DDR-Illustrierten befunden hätte. Wie die Sowjetunion es außerhalb der Blockallianzen versuchte, sich als Kooperationspartner zu präsentieren, zeigt Ragna Boden am Beispiel Indonesiens mit Hilfe eines kommunikationstheoretischen Ansatzes. Der Antikolonialismus bot zwar

einen günstigen Ansatzpunkt, doch gelang es der indonesischen Politik auch aufgrund bestehender kultureller Differenzen, eine sowjetische Dominanz zu verhindern und ein Verhältnis auf Augenhöhe zu erreichen, was letztlich die sowjetische Politik ins Leere laufen ließ.

Im vierten Teil „Widerständigkeiten und Gegenentwürfe als Formen der Desintegration“ befasst sich Natalia Donig mit den deutschen Delegationsreisen in die Sowjetunion zwischen 1953 und 1957, an denen vereinzelt auch ausgewählte Westdeutsche teilnahmen. Die Fahrten waren genau durchchoreografiert, denn die Gäste sollten nach ihrer Rückkehr als Multiplikatoren dienen. Diese Strategie zeitigte in der Hochphase des Kalten Krieges einigen Erfolg. Anschließend beschreibt Robert Brier die Außenpolitik der polnischen Gewerkschaft *Solidarność*, um für die Unterstützung ihres Anliegens zu werben. Denn bei der westeuropäischen Linken stieß die polnische Opposition mit ihrer Systemkritik auf erhebliche Vorbehalte. Brier dekonstruiert mit seinem kulturhistorischen Ansatz den Mythos, der „Westen“ habe 1989/90 den Kalten Krieg gewonnen. Vielmehr hätten die Umbruchjahre auch im Westen zu einer neuen Selbstdefinition geführt. Zum Abschluss des Bandes beschreibt Alvydas Nikžentaitis wie in der gegenwärtigen Erinnerungskultur in Polen und Litauen der Rückgriff auf das kulturelle Gedächtnis der Zwischenkriegszeit mit der heutigen außenpolitischen Selbstverortung korreliert. Nikžentaitis' Überlegungen stehen am Anfang eines größeren Forschungsprojekts und sind deshalb naturgemäß noch recht holzschnittartig. So scheint die These, dass in den russischen Gedächtnis- und Erinnerungskulturen

Ereignisse vor dem „Großen Vaterländischen Krieg“ keine Rolle spielen, in dieser Rigorosität nicht haltbar, wenn man etwa an das „Tatarenjoch“ oder an Figuren wie Aleksandr Nevskij, Dmitrij Donskoj, Ivan „den Schrecklichen“ oder Peter den Großen denkt, die für die Selbstverortung Russlands in seinem Verhältnis zum übrigen Europa eine zentrale Rolle spielen.

Aus thematischer Perspektive stellt sich der Band als eine bunte Mischung dar, die dem En-Bloc-Leser einige Gedankensprünge abverlangt. Aus methodischem Blickwinkel zeigen die Beiträge jedoch, wie fruchtbar und erkenntnisreich kulturhistorische sowie verflechtungsgeschichtliche Ansätze auf vielfältigen Feldern der Imperienforschung zur Anwendung gebracht werden können.

Anmerkungen:

- 1 J. Križanić, *Politika*. Moskva 1965, S. 125, S. 143.
- 2 M. Romaniello, *The Elusive Empire. Kazan and the Creation of Russia, 1552-1671*. Madison 2012.

Daniel Gorman: *The Emergence of International Society in the 1920s*, Cambridge: Cambridge University Press 2012, 377 S.

Rezensiert von
Isabella Löhr, Basel

In den letzten fünf Jahren haben die Forschungen zu Internationalismus und internationalistischen Bewegungen die lange Zeit unhinterfragte Annahme herausgefordert, der Erste Weltkrieg habe einen